Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1945-1946)

Artikel: Das neue Österreich und die Schweiz
Autor: Gigon, Olof
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759179

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS NEUE ÖSTERREICH UND DIE SCHWEIZ

VON OLOF GIGON

Wer nach sechs Jahren strengster Einschließung in die Grenzen unseres Landes in den Sommermonaten 1945 zum ersten Male wieder die Welt draußen betrat, dem mußte ein doppelter Gedanke sich unaufhörlich aufdrängen. Auf der einen Seite stand die Tatsache, daß es ein wahrhaft unmeßbares, von den Drinnenbleibenden nicht zu ahnendes Glück bedeutet, vor all der Zerstörung und dem grenzenlosen Verbrauchtwerden aller Dinge durch den Krieg bewahrt geblieben zu sein. Diese Tatsache durfte aber die andere nicht verdecken, daß das Leben in unserer abgeschlossenen Sekurität (mochte sie auch objektiv bei weitem nicht so groß sein, wie wir es alle mindestens unbewußt meinten) uns in eine äußerste geistige Gefahr gebracht hatte: die Gefahr, in eine rein museale Existenz zu verfallen, ohne jede Beziehung zu dem, was heute, ob wir es wollen oder nicht, Abendland heißt. So sind wir heute dem Auslande gegenüber in einem vielleicht noch nie erreichten Umfange gleichzeitig Gebende und Empfangende. Wir mögen befähigt sein, Gesundheit darzubieten, das Schauspiel friedlicher, sauberer Städte und ungestörter Kontinuität der Arbeit; es wäre nicht recht, wenn wir über diese Möglichkeit gering dächten. Aber was uns das Ausland geben muß und worum wir es bitten müssen, ist die Kraft, Mythen und Illusionen zu überwinden und unerschrocken im Absoluten zu stehen, das vom Nichts umgeben ist und Alles sein kann. Oftmals wird viel zu viel davon geredet, was wir alles schenken und spenden. Erst wenn wir uns darüber klar sind, daß auch wir Mangel leiden, Mangel an der ganzen ungeheuren, alles Vorläufige niederbrennenden Erfahrung der letzten sechs Jahre, erst dann ist eine wirkliche Verständigung zwischen uns und denen draußen in diesem Jahre 1945 möglich.

Objektiv gesehen besteht freilich schon wesentlich Gemeinsames, das uns und alle unsere vom Kriege geschlagenen Nachbarn gleicherweise umfaßt. Denn mag über den künftigen Sitz der Weltsicherheitsorganisation noch so viel diskutiert werden — der erste in diesen Wochen gefallene Entscheid hat ohne Zweifel einen einzigartig symbolischen Charakter. Es wird von allen okzidentalen Völkern

ohne Unterschied Illusionslosigkeit in einem Punkte sicher verlangt: durch den zweiten Weltkrieg hat sich das Zentrum der machtpolitischen Entscheidungen in der Welt endgültig vom Abendland entfernt. Kein einzelner westeuropäischer Staat ist mehr fähig, den Gang der Weltpolitik zu bestimmen. Die Macht ist nicht mehr beim Abendlande. Aber das heißt nicht, daß alles verloren wäre. Es bleibt das zweite, der Geist; vorausgesetzt, daß die abendländischen Völker nicht der Illusion der Macht nachjagen, sondern erkennen, daß sie nur noch im Geiste eine mögliche Realität besitzen, die ihnen niemand rauben kann. Denn technische Kunstgriffe kann auch ein kulturloses Volk in fünfzig Jahren lernen. Aber der Instinkt für das Geistige, die Achtung vor dem Geiste, der Glaube an die Realität des Geistigen überhaupt ist die Frucht einer völlig unersetzbaren Tradition. Das bedeutet, daß die eigentümliche Aufgabe des Abendlandes von heute an eine wesentlich geistige und kulturelle sein wird — aus dem einfachen Grunde (um es ganz banal zu sagen), weil es da allein noch Dinge gibt, die wir allein machen können und die uns keiner nachmacht.

Aber unter Kultur kann nur die gemeinsame abendländische Kultur verstanden werden. Sonderkulturen der einzelnen Sprachgebiete gibt es nur sehr bedingt. Bewußte kulturelle Autarkie eines einzelnen Staates führt immer nur zur Schwächung und schließlich zur Zerstörung der Kultur überhaupt.

So wird denn die kulturelle Zusammenarbeit in Westeuropa von höchster Wichtigkeit sein — weil hier unverlierbar eigene Möglichkeiten vorhanden sind. Und darum werden die europäischen Staaten der Kulturpolitik in diesem Sinne die größte Aufmerksamkeit schenken müssen. Kulturpolitik ist ein häßliches Wort. Wollte man gegen es einwenden, daß es in absurder Weise Feuer und Wasser zu verbinden sucht, so kann man darauf nicht viel erwidern. Denn Kultur ist Kultur und Politik ist Politik, und was die beiden miteinander im Grunde zu tun haben, ist heutzutage mehr als fraglich. Trotzdem ist das Wort Kulturpolitik nicht zu entbehren. Faktisch umschreibt es ja eine reale, wenn auch dialektisch aufs äußerste gespannte Situation: Kulturträger ist immer nur der Einzelne, der seiner Freiheit gehorcht. Aber in die Welt zu wirken, vermag der Einzelne nur auf dem Wege über den Staat. Der Staat öffnet und schließt alle Türen — vor allem, wo es sich darum handelt, die Grenzen der einzelnen Staaten zu überschreiten, damit die okzidentale Kulturgemeinschaft entstehen kann. Daß hier die Staaten, und auch unser schweizerischer Staat in erster Linie, die Notwendigkeiten und Möglichkeiten der Stunde erkennen, sei hier an erster Stelle als Bitte und Hoffnung ausgesprochen. Der Staat als solcher kann nicht Kultur und Kulturgemeinschaften schaf-

fen. Aber er soll aus allen Kräften denen, die schaffen wollen, die Wege ebnen.

Das alles soll hier in Beziehung auf die Verständigung mit Oesterreich gesagt sein. Diese ist schon darum eine besonders bedeutsame und aussichtsreiche Aufgabe, weil es sich hier um einen aus der Zerstörung neu erstandenen Staat handelt und zudem um einen Staat, der als deutschsprachiger Kleinstaat in den Alpen besonders viele naturgegebene Beziehungspunkte zur Schweiz aufweist. Man muß auch im Hinblick auf die Vergangenheit anerkennen, daß ungewöhnlich viel noch zu machen ist. Denn im ganzen gesehen dürften sich die Beziehungen zwischen der Schweiz und Oesterreich vor 1938 mit denjenigen zwischen uns und Frankreich, Deutschland oder Italien kaum vergleichen lassen. Manches mag die damalige Fremdheit erklären. Einmal die rein äußere Tatsache, daß die der Schweiz zugekehrten Teile Oesterreichs die kulturell weniger ins Gewicht fallenden sind. Ferner, daß das Oesterreich nach 1919 allzusehr ein Reststaat war; das Bewußtsein, nur noch Ueberbleibsel eines großen Reiches zu sein, herrschte vor. Die neue Lage, ein Kleinstaat in den Alpen zu sein (eine Lage, die die Schweiz seit Jahrhunderten vorbehaltlos bejahte), wurde in Oesterreich zunächst unvermeidlich nur als das katastrophale Ergebnis eines verlorenen Krieges verstanden. Endlich konnte auch die Innenpolitik Oesterreichs im Beginn der dreißiger Jahre kaum auf viel Verständnis in der Schweiz hoffen.

Heute ist es so, daß gerade eine Reihe politischer Elemente im Aufbau des österreichischen Staates sich ganz wesentlich geändert zu haben scheinen. Ihre Berücksichtigung ist notwendig, auch wenn uns vor allem an den Möglichkeiten des kulturellen Austausches liegt.

Gegenüber 1938 hat sich die Einstellung der Oesterreicher zu ihrem Staate sicherlich stark geändert. Ihnen ist der Staat als Folge des Krieges neu geschenkt worden. Zwischen dem gänzlichen Verlust der eigenen Staatlichkeit und der Teilnahme an einem mit gefährlichster Dynamik geladenen Imperium erweist sich nun der Kleinstaat als ein positiv wünschbares Gebilde. So kann man heute oftmals hören, wie sehr die Oesterreicher ihren kleinen Alpen- und Paßstaat als Gegenstück, wenn nicht gar als Zwillingsbruder der Schweiz auffassen möchten. In einer in drei Sprachen erschienenen Broschüre, die die Tiroler Landesregierung als einen Appell für die Rückgliederung Südtirols herausgegeben hat, befindet sich eine Landkarte mit der Ueberschrift «Die neutralen Alpenstaaten». Darauf sind, umgeben von schwarz markierten Fremdstaaten, in Weiß die beiden Alpenstaaten Schweiz und Oesterreich eingezeichnet. Der Schweizer, der diese Karte sieht, wird zuerst erstaunen, dann aber auch zugeben

müssen, daß hier eine politische Konzeption angedeutet ist, die einer gewissen suggestiven Wirkung nicht entbehrt. Ueberraschend ist an der Karte ohne Zweifel, daß da in aller Form das Bestreben ausgesprochen wird, die so viel geschmähte (und oft nicht ohne Schuld der Schweiz mißverstandene) Maxime der bedingungslosen Neutralität auch für Oesterreich zu übernehmen. Wie weit dabei die realpolitischen Möglichkeiten gehen, ist natürlich sehr schwer abzuschätzen. Ueber die Wünschbarkeit einer Entwicklung in dieser Richtung kann von uns aus wohl kaum ein Zweifel bestehen.

Auch innenpolitisch hat sich wohl viel geändert. Man kann es (wiederum ohne im Flusse der Ereignisse etwas antizipieren zu wollen) umschreiben als eine Entwicklung gegen die Mitte zu. Es scheint die Tatsache zu bestehen, daß die extremen Tendenzen rechts und links viel von ihrer Macht eingebüßt haben. Eine Koalition der Mitte kann sich ankündigen, die zum Aufbau fähig wäre. Die innenpolitische Struktur Oesterreichs würde damit der Schweiz ganz erheblich näherkommen, als es bisher der Fall war — so wenig man verkennen wird, daß eine im Kern demokratische Haltung sich im Volke nicht vom einen Tag auf den andern konsolidieren kann. Aber der Weg dazu ist doch klar.

Es ist nicht uninteressant, zu sehen, daß daneben sich noch weitere, unerwartete Vergleichspunkte ergeben. Zwei Dinge seien hier genannt: innenpolitisch das Problem Zentralismus und Föderalismus, außen- und vor allem kulturpolitisch das Verhältnis Oesterreichs zu Deutschland.

Das Problem Zentralismus und Föderalismus hat in Oesterreich eine unbestreitbare Aktualität. Denn die Aufteilung in die vier Besetzungszonen hat immerhin das eine Gute mit sich gebracht, daß die einzelnen Bundesländer, soweit ihnen von den Besatzungsmächten Selbstverwaltung eingeräumt wurde, gegenüber Wien sehr unabhängig handeln mußten und konnten. Für Tirol etwa bestand in den letzten Monaten weder die Möglichkeit noch die Notwendigkeit, sich Direktiven aus Wien zu holen. Das hat sich inzwischen schon wieder etwas geändert, und früher oder später wird der Koloß der Hauptstadt wieder sein ganzes Uebergewicht geltend zu machen suchen. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß auch so stärkere föderalistische Tendenzen übrigbleiben werden und Berücksichtigung verlangen. Ein Beispiel der Lage aus dem Monat September sei angeführt: die Universitäten Innsbruck und Graz sind in der Reorganisation ihres Betriebes und ihrer studentischen Einrichtungen so gut wie völlig selbständig vorgegangen. Nun soll von Wien aus durch Bundesgesetz der Aufbau der gesamtösterreichischen Studentenschaft neu geregelt werden. In den geplanten Dachorganisationen wird aber das Uebergewicht der Ver-

treter Wiens rein zahlenmäßig derart erdrückend sein, daß diese praktisch alles allein entscheiden können. Begreiflicherweise wehren sich die Bundesländer gegen diese Entwicklung; aber wie die Dinge sich stabilisieren werden, ist noch nicht zu erkennen.

Auch das Deutschlandproblem zeigt für Oesterreich in manchen Dingen ähnliche Züge wie für die Schweiz. Die für den Augenblick grundlegende Tatsache ist in Oesterreich die, daß die Grenze gegen das Reich fast völlig gesperrt ist und daß alle Reichsdeutschen das Land verlassen müssen. Auch jene, für die auf Grund der Zugehörigkeit zu Widerstandsbewegungen Ausnahmen gewährt werden, haben keinerlei Aussicht mehr, sich in Oesterreich irgendeine Stellung zu schaffen. Daß der Haß gegen die Reichsdeutschen überhaupt da und dort groß ist und daß der grundsätzliche Unterschied des «österreichischen Menschen» und des «österreichischen Denkens» dem Deutschen gegenüber oft stark hervorgehoben wird, ist eine sehr verständliche Reaktion. Immerhin kann sie nicht das letzte Wort bleiben, so wenig wie bei uns ein uneingeschränkter Helvetismus das letzte Wort bleiben kann. Die Weiterblickenden kommen denn auch in Oesterreich selber zu einer Auffassung, die in wesentlichen Punkten demjenigen zuneigt, was auch für unsere deutschsprachige Schweiz vernünftigerweise gelten muß: radikale politische Distanzierung auf der einen, Anerkennung der Sprach- und Kulturgemeinschaft auf der andern Seite. In der saubern Trennung dieser beiden Gesichtspunkte wird auch für Oesterreich der einzige Weg zu einer geschichtlich richtigen Lösung der augenblicklich so heiklen Frage liegen.

So weist denn vieles schon auf der politischen Ebene darauf hin, daß die Schweiz gerade zu ihrem östlichen Nachbarn in die fruchtbarsten Beziehungen treten kann. Welchen Gewinn es für die Schweiz bedeutet, unter ihren Nachbarn einen zu haben, dem sie außerdem im Prinzip und auf die Dauer ebenbürtig begegnen kann, braucht ja nicht ausgeführt zu werden. Wir werden uns doch keinen Illusionen darüber hingeben dürfen, daß zu den umgebenden Großstaaten ein Verhältnis echter Ebenbürtigkeit ausgeschlossen ist. Aller Dank, den sie uns in der Not für diese oder jene Hilfe abstatten, kann am gegebenen realpolitischen Verhältnis des Kleinstaates zum Großstaat nichts ändern. Um so mehr muß uns in vieler Hinsicht daran gelegen sein, unsere Zusammenarbeit mit dem einzigen benachbarten Kleinstaat auszubauen. Hier ist eine überschaubare wirkliche Partnerschaft denkbar. An den Politikern wird es sein, sie zu realisieren.

Doch wir haben uns nun den kulturellen Möglichkeiten dieser Lage zuzuwenden. Für Oesterreich bedeuten die Jahre 1938 bis 1945 in jedem Falle einen tiefen Bruch im geistigen Leben: die äußere Bedrohung durch den Krieg und die innere Bedrohung durch den

Nationalsozialismus wirkten zusammen zu fortschreitender Verkümmerung aller geistigen Arbeit. Heute stellt sich die Aufgabe, beides wieder gutzumachen, die Lücken, die der Krieg und die nachfolgende notwendige Säuberung geschaffen haben, aufzufüllen, die junge Generation, die die letzten fünf Jahre an allen Enden Europas zugebracht hat, zur geistigen Arbeit zurückzuführen und schließlich diese geistige Arbeit selber wieder zu verknüpfen mit der großen abendländischen Tradition.

Die Schweiz kann als einziges deutschsprachiges Gebiet in Europa dieses beides bieten: eine ungebrochene Tradition künstlerischer und wissenschaftlicher Arbeit und einen Bestand an Arbeitenden, die trotz manchen Mobilisationslasten im großen und ganzen nie entscheidend aus ihrer Arbeit herausgerissen wurden.

Es kommt dazu, daß seit jeher gerade im deutschsprachigen Kulturbereich eine einzigartige Freizügigkeit der geistigen Arbeit bestand. Ueber die Staatsgrenzen hinaus galt dieser Bereich mehr oder minder immer als ein Ganzes gegenseitiger Ergänzung und Förderung. Das war ja auch mit der Grund, daß die wissenschaftliche Arbeit der Universitäten des deutschen Sprachgebietes zu so erstaunlicher und einzigartiger Blüte gelangte. Umgekehrt bedeutet dies, daß diese Tradition in Gefahr ist, sowie sie sich auf einen zu engen Raum, einen Ausschnitt des Raumes, in dem sie sich natürlich entfaltet hat, zurückgeworfen sieht. Konkret gesprochen: wir wissen nicht, wie lange das reichsdeutsche Gebiet als Träger aktiver geistiger Arbeit ausscheiden wird. Wir wissen umgekehrt, daß der Umkreis der deutschsprachigen Schweiz allein und Oesterreichs allein für weite Felder der geistigen Arbeit zu klein ist. Es gibt soundso viele wissenschaftliche Forschungsdisziplinen, die in einem allzu kleinen Bereich verkümmern müssen, und in der Kunst gilt dasselbe. Nicht als ob der Forscher und Künstler an sich unbedingt auf Diskussion mit Gleichgerichteten, auf Wirkung in einem Publikum angewiesen wäre, um arbeiten zu können. Dennoch ist das Fehlen dieser beiden Möglichkeiten, praktisch gesehen, auf die Dauer lähmend. Man bedenke auch das Aeußerlichste, daß der Künstler ausstellen, der Gelehrte publizieren möchte. Aber wie soll das möglich sein, wo man weder auf Betrachter noch auf Leser rechnen kann? Die Schweiz allein und Oesterreich allein sind kulturell gesehen in vielem zu kleine Einzugsgebiete. Wenn bestimmte Zweige von Kunst und Wissenschaft auf derjenigen Höhe gehalten werden sollen, die gefordert werden muß, so drängt sich die Zusammenarbeit geradezu auf und wird zur Notwendigkeit.

Darum ruft nicht nur die augenblickliche Lage Oesterreichs nach einem Kontakt mit der Schweiz, sondern auch die Gesamtsituation der geistigen Arbeit in der Schweiz nicht minder als in Oesterreich

fordert ein solches Zusammengehen, in welchem beide Teile gleichermaßen gebend und empfangend wären.

Für die konkreten Formen dieser Zusammenarbeit bestehen schon allerlei Pläne, die natürlich noch zu überprüfen sein werden. Es sind teils Notstandsaktionen für Oesterreich, teils mögliche Dauereinrichtungen auf der Basis der Gegenseitigkeit. In die erste Rubrik gehört zuerst die Aufnahme österreichischer Studenten zum Studium in der Schweiz in demselben Rahmen, wie es mit den Studenten anderer kriegsbetroffener Länder schon im Gange ist. Daneben besteht der Plan, daß für kürzere Fristen schweizerische Dozenten an die österreichischen Hochschulen «ausgeliehen» werden möchten. Der Gedanke ist dabei der, daß wesentliches Interesse daran besteht, die Hochschulen als die Hauptkulturträger des Landes möglichst rasch wieder in Gang zu setzen. Doch überall sind die Bestände der Dozentenschaft in Oesterreich mehr oder weniger stark gelichtet, am wenigsten wohl in Innsbruck, weitaus am stärksten in Graz; diese Universität hat überhaupt in jeder Beziehung so großen Schaden gelitten, daß ihr Bestand eine Weile gefährdet schien. Man wird sich freilich sagen, daß Oesterreich wohl drei Universitäten wird halten können, wenn die kleinere Schweiz sich sieben Universitäten leisten kann; die Parallele ist allerdings insofern nicht ganz zutreffend, als in Oesterreich der Gegensatz zwischen der alles anziehenden Zentraluniversität und den beiden Provinzuniversitäten immer wieder, vielleicht zum Schaden des Ganzen, so stark zu werden droht, wie es in der Schweiz völlig unbekannt und undenkbar ist. Unzweifelhaft haben aber auch die schweizerischen Universitäten alles Interesse daran, daß der vorhandene Bestand der österreichischen Universitäten bewahrt bleibe. Und wenn, wie von kompetenter österreichischer Seite versichert wurde, ein Ausleihen schweizerischer Dozenten für einige Semester dazu beitragen kann, so dürfte ein solcher Plan immerhin der Erwägung wert sein.

Als Dauereinrichtungen sind sodann Studenten- und Gastdozentenaustausch in bestimmtem Umfang und regelmäßigem Turnus erwogen worden. Es ließe sich hier sicherlich eine Zusammenarbeit denken, die menschlich freudig zu begrüßen wäre und dem Niveau der wissenschaftlichen Arbeit in beiden Bereichen nur förderlich sein könnte. Welche Vorteile ein solcher Zustand endlich für wissenschaftliche Publikationen, die von vornherein auf einen verdoppelten Interessentenkreis rechnen könnten, bieten würde, liegt auf der Hand.

Das alles sind vorläufig Pläne und Möglichkeiten. Das Entscheidende dürfte dies sein, zu erkennen, welche neuen und mit der Vergangenheit nicht zu vergleichenden Perspektiven mit der Neugründung des österreichischen Staates sich für die Schweiz eröffnet haben.

Die Entstehung eines geopolitisch und kulturell eng verwandten Kleinstaates in unserer Nachbarschaft ist etwas grundsätzlich Neues, ebenso wie das wenn auch nur zeitweilige Verschwinden unseres nördlichen Nachbarstaates etwas grundsätzlich Neues ist. Beides ist in dieser Form auch 1918 nicht vorgekommen. Diesem Neuen müssen wir im Planen und Handeln gerecht werden, vor allem auf der kulturellen Ebene. Denn da wird vieles von uns erwartet. Es gilt, nicht träge zu sein.